

Schüsse für den Naturschutz?

Sind Trophäenjäger in Afrika das Heil des Naturschutzes? Manche sagen: in bestimmten Situationen durchaus. Willkommen in einer äußerst kontrovers geführten Debatte, die sich auch um Safari-Touristen dreht.

VON ROLAND KNAUER

Erst aus der Perspektive eines Fußgängers begreifen die Safari-Touristen im North Luangwa-Nationalpark in Sambia, wie gewaltig und majestätisch der Elefant ist, der durch keinen Zaun getrennt nah vor ihnen in der Savanne steht. Die Reisenden machen ein paar Bilder zur Erinnerung an diesen Moment und sind auch ein wenig stolz auf sich selbst: Für diese unvergessliche Safari-Reise haben sie tief in ihre Kasse gegriffen und helfen mit einem Teil des Geldes, diese Natur der Nachwelt zu erhalten. Die meisten von ihnen wissen nicht, dass ein paar Kilometer weiter in der Pufferzone um den Nationalpark Trophäenjäger auf die gleichen Tiere anlegen, die sie gerade bewundern – und dabei ebenfalls glauben, damit die Natur zu schützen.

Trophäenjäger als Naturschützer, dieser Gedanke klingt für viele Menschen so absurd, dass sie darüber gar nicht weiter nachdenken. Auch der Geschäftsführer der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt (ZGF), Christof Schenck, zieht klar Nationalparks vor. Und muss doch über Jagdgebiete nachdenken: „Ohne Jagdtourismus würden wir einige fantastische Naturregionen opfern müssen, die wir unbedingt erhalten wollen“, erklärt der überzeugte Naturschützer. Das leichte Stocken in der Stimme zeigt, wie schwer ihm dieser Satz fällt. Der Zoologe hat lange Jahre das Leben großer Tiere in der Natur beobachtet und möchte nicht, dass diese Tiere getötet werden.

Die Realität spricht aber eine andere Sprache. Der North-Luangwa-Nationalpark ist mit 4600 Quadratkilometern knapp doppelt so groß wie das Saarland. Um ihn herum liegt eine 17.400 Quadratkilometer große Pufferzone, für die es Jagdlizenzen gibt. Ähnlich ist die Situation im Selous-Nationalpark im benachbarten Tansania, der mit einer Fläche von 55.000 Quadratkilometern deutlich größer als die Schweiz ist. Ganze 3000 Quadratkilometer sind den Safari-Foto-Touristen vorbehalten; auf dem übergroßen Rest darf mit Lizenz gejagt werden. Die tansanischen Behörden haben gute Gründe für diese Aufteilung: Von den 16 Nationalparks im Land leben mit dem Kilimandscharo und der

Serengeti ganze zwei gut von Touristen, die nur mit Kameras bewaffnet sind. Die anderen 14 sind entweder zu groß oder zu schwer zu erreichen oder beides, um mit dieser Klientel genug Geld zu verdienen.

Obendrein klappt der Fotosafari-Tourismus bezüglich des Einflusses auf die Natur in Nationalparks wie North Luangwa zwar gut, weil diese abgelegene Region auch aufgrund der hohen Kosten nur wenige Touristen erreichen. Ganz anders sieht es im Masai-Mara-Schutzgebiet ganz im Süden Kenias aus. Die Wirtschaft des Landes hängt stark vom Tourismus ab und eine Safari gehört längst auch für Strandurlauber zum Standardprogramm. Jeden Tag schleppen daher einige Dutzend Kleinbusse mächtige Staubfahnen durch die Savanne und versammeln sich dann um ein Straußennest. Lange hält der Vogel dieses Spektakel nicht aus, bald gibt er die Brut auf.

Unmittelbar südlich boomt auch in Tansania in der Serengeti der Safari-Foto-Tourismus. „Um einen einzigen Leopard stehen manchmal 30 oder 40 Fahrzeuge mit Touristen“, schildert Christof Schenck die Auswirkungen. Ans Jagen braucht dieser Leopard nicht mehr zu denken. Immerhin machen die Touristen zwischen 11.30 Uhr und 15 Uhr meist Mittagspause – und manches Raubtier verlegt seine Jagd in diese ruhige Zeit. Damit aber gehen zum Beispiel Geparden ein hohes Risiko ein. Die schnellen Sprinter müssen ihre Beute rasch erwischen, weil ihr Organismus sonst heiß laufen würde. In der Mittagshitze aber verschärft sich diese Situation weiter. Im Masai-Mara-Schutzgebiet zeigen sich die Folgen eines solchen überbordenden Tourismus bereits, dort gibt es mancherorts heute 70 Prozent weniger Tiere als vor dem Boom. Ein Allheilmittel sind Foto-Safaris für den Naturschutz also nicht.

Schon eher nützen sie der Wirtschaft: Auf 100 Touristen kommen in einer hochklassigen Lodge 300 Angestellte, von denen etliche ihre Familie dabei haben. Genau genommen handelt es sich also schon längst nicht mehr um eine Lodge, sondern um eine Siedlung, die oft mitten im Schutzgebiet liegt. Jeder Einwohner aber braucht Essen, Kleidung und etliches mehr, die Kinder sollen in die Schule gehen. Zusammen gerechnet kann das der Natur schaden, lässt aber die Wirtschaft boomten.

Genau darauf aber sind Länder angewiesen, in denen die Bevölkerung und gleichzeitig die Ansprüche jedes Einzelnen wachsen. Fehlen in abgelegenen Regionen die Foto-Touristen, verliert ein Schutzgebiet für die Einheimischen erheblich an Wert und der Druck steigt, es anderweitig zu nutzen. Dort könnte das Vieh weiden oder man könnte Äcker anlegen und Häuser bauen, die mit Straßen erschlossen werden. „Dieser Kulturlandschaft aber fällt



Löwen als begehrtes Jagdgut und Jäger als begehrte Goldesel: Geld aus der Trophäenjagd könnte anderen Tieren helfen, sagen manche Naturschützer.

FOTO: IMAGE SOURCE/PHILIP LEE

die Natur zum Opfer“, erklärt ZGF-Chef Christof Schenck.

Da beißen einige Naturschützer dann doch lieber in den sauren Apfel namens „Trophäenjagd“. Immerhin ist ein Jäger für einen in freier Wildbahn erlegten Löwen rund 20 Tage unterwegs und gibt dafür insgesamt rund 60.000 bis 80.000 US-Dollar aus“, erklärt der Chefredakteur der Zeitschrift „Rheinisch-Westfälischer Jäger“, Matthias Kruse, der selbst regelmäßig in Afrika auf die Jagd geht. Das ist eine Menge Geld, das einen vergleichsweise geringen ökologischen Fußabdruck hinterlässt. Nur gibt es leider in der Branche auch schwarze Schafe, denen es nur ums Geld, nicht aber um Nachhaltigkeit geht. „Auch kennzeichnen gerade die begehrtesten Trophäen von der großen Mähne eines Löwen bis zum langen Stoßzahn eines Elefanten normalerweise die stärksten Tiere, die für die Art besonders wichtig sind“, wirft Christof Schenck einen Vorbehalt ein.

Thomas Wanger und Teja Tschamtko von der Universität Göttingen schlagen mit ihren Kollegen in der Zeitschrift „Nature Ecology and Evolution“ daher ein Ökolabel für nachhaltige Jagd vor, die der Bevölkerung und dem Naturschutz gleichermaßen zugutekommt. Damit rennen die Forscher bei Matthias Kruse offene Türen ein. Der Mann ist nämlich Sprecher einer Gruppe afrikanischer Berufsjäger, die mit dem „Erongo-Verzeichnis für afrikanisches Jagdwild“ für eine nachhaltige Jagd werben.

Ganz wichtig ist es für diese Gruppe, nur Tiere zu jagen, die sich bereits gut vermehren konnten. So kann sich ein alter Löwe ohnehin nicht mehr gegen jüngere Rivalen durchsetzen und hat bei den Löwinnen daher keine Chancen mehr. Würden die Jäger dagegen den Führer des Rudels schießen, verurteilen sie damit auch alle Junglöwen dieser Gruppe zum Tod: Der neue Chef wird als erstes den gesamten Nachwuchs umbringen, damit die Löwin danach seine eigenen Jungen austragen kann.

In ihrem Erongo-Verzeichnis beschreiben die Jäger daher genau, wie man diese „reifen Trophäenträger“ erkennt. „Schlecht zerkauter Pflanzenfasern im Kot sind typisch für alte Elefanten mit stark abgenutzten Zähnen, die sowieso kurz vor dem natürlichen Tod stehen“, erklärt Matthias Kruse. Bei Kaffernbüffeln wiederum wachsen bei älteren Semestern die beiden Hornteile über der Stirn zu einem Helm zusammen, während bei den vor Kraft strotzenden Jungbullen noch eine Furche beide Hörner voneinander trennt. Mit solchen Kriterien, zu denen auch der strenge Schutz bedrohter Arten und das Einhalten bestimmter Quoten gehört, wollen daher diese Trophäenjäger ebenfalls ihren Beitrag zum Naturschutz leisten – auch wenn Naturschützer dabei mit den Zähnen knirschen.

Studie: Frauen waschen sich oft gründlicher die Hände

Einen Monat lang beobachten Studierende Menschen in öffentlichen Waschräumen. Aus ihren Erkenntnissen lassen sich wichtige Konsequenzen ziehen – vor allem in Erkältungsmonaten.

Frauen waschen sich einer Studie zufolge oft gründlicher die Hände als Männer – allerdings haben beide Geschlechter Nachholbedarf. „Für die Analyse schauten zehn Psychologie-Studierende einen Monat lang insgesamt 1000 Besuchern öffentlicher Toiletten in und um Heidelberg auf die Finger“, erklärt der Leiter der

Studie, Frank Musolesi von der privaten SRH-Hochschule in Heidelberg.

Während etwa elf Prozent der beobachteten Männer ganz auf die Reinigung verzichteten, waren es bei den Frauen drei Prozent. Mit Wasser und Seife rückten immerhin 82 Prozent der Frauen den Keimen auf den Leib – bei den Männern waren es 51 Prozent. „Die Studierenden der Fakultät für Angewandte Psychologie standen so unauffällig wie möglich in den Waschräumen von Fast-food-Restaurants und Raststätten sowie im Bahnhof und in der Mensa“, erläutert Musolesi. Keine Einschätzung gab er darüber ab, wie sich das Waschverhalten von Menschen ändert, wenn sie ganz allein im Waschbereich sind.

Die Studie von Musolesi kommt dabei zu einem noch deutlicheren Geschlechterunterschied wie eine

Umfrage der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) im Jahr 2013. Damals gaben 95 Prozent der befragten Männer an, sich nach einem Toilettengang „fast immer“ die Hände zu waschen. Bei den Frauen waren es 98 Prozent. Gerade in der Erkältungszeit sei gründliches Händewaschen wichtig, sagt Musolesi. „Die Lehre lautet: Wascht euch gründlicher die Hände, dann braucht ihr weniger Tabletten.“

Nimmt man Männer und Frauen in der Heidelberger Untersuchung zusammen, verzichteten etwa sieben Prozent der Beobachteten ganz auf das Händewaschen. 27 Prozent wuschen ihre Hände nur mit Wasser, und rund 58 Prozent benutzten zwar Wasser und Seife, allerdings nicht mit der erforderlichen Gründlichkeit. Nur rund acht Prozent reinigten ihre Hände so, wie es die BZgA empfiehlt: mindestens 20 Se-

kunden lang mit Wasser und Seife, und nicht nur die Handflächen, sondern auch die Fingerzwischenräume.

In einer weiteren Umfrage der BZgA zum Händewaschen hatten

87 Prozent der Menschen angegeben, sich wenn möglich die Hände mit Seife oder Waschlotion zu waschen. Aber nur 38 Prozent der Befragten halten sich an die Dauer von mindestens 20 Sekunden. „Wie



Frauen sind zwar beim Händewaschen oft gründlicher als Männer, nehmen sich aber auch selten so viel Zeit dafür, wie geraten wird.

FOTO: F. HÖRHAGER/DPA

wichtig die Schutzfunktion des Händewaschens ist, wird oft vergessen“, so die Chefin der Behörde, Heidrun Thaiss. „Wer die Hände gewohnheitsmäßig 20 bis 30 Sekunden mit ausreichend Seife gründlich wäscht, kann sich und andere vor ansteckenden Infektionen des Magen-Darm-Traktes, der oberen und unteren Luftwege und der Haut schützen. Erkältungen, Grippe oder Brechdurchfall kann so vorgebeugt werden.“

US-Forscher fanden übrigens heraus, dass Schilder die Hygiene erhöhen könnten. Sie brachten auf einer Herrentoilette vor einigen Jahren Schilder mit der Aufschrift an: „Vier von fünf Männern waschen sich ihre Hände.“ Daraufhin stieg die Zahl der Händewascher von 77 auf 86 Prozent, wie das Fachblatt „Human Communication Research“ berichtet. (dpa)